



EVANGELISCHE KIRCHE
IN FRANKFURT UND OFFENBACH

PFARRER HOLGER KAMLAH

STADTDEKAN UND

VORSTANDSVORSITZENDER

Reformationstag, 31.10.2025, St. Katharinenkirche Frankfurt am Main

Dialogpredigt mit Michael Thurn (Leitung Kath. Stadtkirche Frankfurt) über Dtn 6, 4–9

„Höre, Israel, der HERR ist unser Gott, der HERR ist einer. Und du sollst den HERRN, deinen Gott, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all deiner Kraft.“

Diese Worte – das *Schma Jisrael* – sind vielleicht die wichtigsten Worte, die je über die Lippen eines gläubigen Juden kommen. Jeden Morgen und jeden Abend, seit dreitausend Jahren, sprechen Jüdinnen und Juden diese Worte. Sie sind das letzte Gebet eines sterbenden Menschen. Sie wurden gesprochen in den Gaskammern von Auschwitz. Sie werden heute gesprochen in den Straßen von Jerusalem und Tel Aviv, in New York und in Frankfurt.

Dass ausgerechnet diese Worte – jüdische Worte, das Herzstück des jüdischen Glaubens – uns heute am Reformationstag als Predigttext aufgegeben sind, ist bemerkenswert. Das ist theologisch bedeutsam. Das ist ein Zeichen.

Lieber Kollege, was bedeutet es für Dich als katholischen Christen, dass wir heute gemeinsam über das *Schma Jisrael* predigen?

Michael Thurn:

Ich bin dankbar für die Auswahl dieses Textes. Und auch, dass wir gemeinsam, ökumenisch, darüber sprechen. Denn der Text hat eine brennende Aktualität. Zuerst ist es notwendig, sich zu vergewissern, dass das Glaubensbekenntnis „Höre Israel“ nicht exklusiv christlich ist. Es ist sogar eher in zweiter Hinsicht christlich. Es ist *zuerst* ein Bekenntnis der Jüdinnen und Juden. Das ist deshalb so wichtig, weil es das Christentum ohne den jüdischen Glauben gar nicht gäbe. Jesus war Jude, durch und durch. Sein Glaube und sein kultureller Kontext sind durch und durch jüdisch. Wenn wir uns auf Jesus berufen, berufen wir uns damit auch auf das Judentum und auf einen Glauben, der älter ist als unserer. „Dem Fleisch nach entstammt ihnen der Christus, der über allem als Gott steht“, sagt Paulus in Röm 9. Wir haben alle guten Gründe, uns das gerade in diesen Tagen neu in Erinnerung zu rufen: Unsere jüdischen Wurzeln. Wir beide haben recht häufig Kontakt in die Frankfurter jüdischen Gemeinde. Es ist zutiefst erschreckend zu hören, wie sehr sich das Leben der Frankfurter Jüdinnen und Juden nach dem 7. Oktober 2023 verändert hat – bundesweit, aber eben auch in Frankfurt. Viele trauen sich nicht mehr, sich in der Öffentlichkeit als Jude zu erkennen zu geben – etwa den Davidstern offen zu tragen oder sich in der U-Bahn in hebräischer Sprache zu unterhalten. Manche haben ihren jüdisch klingenden Namen vom Klingelschild entfernt und verbergen ihre jüdische Identität. Die Direktorin des Jüdischen Museums Frankfurt Mirjam Wenzel hat in diesem Jahr bereits 27 Anzeigen gestellt

wegen Angriffen auf das Museum oder auf Gedenkstätten – Hakenkreuze, Zerstörungen, Sachbeschädigungen (Stand 5. Oktober). Einer aktuellen bundesweiten Studie zufolge erfahren Juden heute Benachteiligungen bei der Jobsuche, auf dem Wohnungsmarkt. Manche erfahren auch körperliche Angriffe. Ein Frankfurter Rabbiner erzählte mir vor wenigen Tagen, dass er noch nie so viele Nachweise jüdischer Herkunft ausgestellt habe, die Juden für die Einwanderung nach Israel benötigen, wie in der letzten Zeit. Es ist nicht so, dass jetzt viele aus Deutschland auswandern. Aber sie wollen vorbereitet sein, wenn es nötig wird – und wenn es schnell gehen muss. Das alles ist Realität in Deutschland - heute. Vor diesem Hintergrund ist die Auswahl des Schma Israel als Predigttext für das Reformationsfest die Erneuerung einer Selbstverpflichtung: Wir Christen bekennen uns zu unseren jüdischen Wurzeln. Ein Christ kann deswegen kein Antisemit sein. Christsein und Juden Hass – das schließt sich komplett aus.

Holger Kamlah:

Ich kann Dir nur zustimmen, Michael. Es ist daher zutiefst irritierend, dass auch Menschen, die sich selbst als Christinnen und Christen verstehen, antisemitisches Gedankengut teilen können. Luther selbst hat abgründige judenfeindliche Texte verfasst. Eigentlich hätte gerade er es besser wissen müssen. In seinem großen Katechismus legt er gleich zu Beginn das erste Gebot aus. Und dieses erste Gebot ist nichts anderes als das *Schma Jisrael*. Luther schreibt dazu als Erläuterung die bekannten Worte: Woran du dein Herz hängst, das ist eigentlich dein Gott. Für Luther ist der Glaube kein theoretisches Gedankenkonstrukt. Er macht uns im eigentlichen Sinne aus. Es ist eine existenzielle Lebenshaltung. Sie liegt unserem täglichen Tun und unseren täglichen Entscheidungen als Orientierung zugrunde. Sie bestimmt die Ziele, die wir verfolgen, es ist Ausdruck dessen, was wir ersehnen. Das macht es allerdings umso abwegiger, dass Luther zu Gewalt gegen Jüdinnen und Juden aufrufen konnte. Und das gilt damals nicht weniger als heute.

Woran hängt unser Herz? Luther war klar, dass das alles Mögliche sein kann. Deswegen öffnet sich die Frage nach Gott ganz weit. Was gibt unserem Denken die Orientierung? Wonach richten wir unsere Entscheidungen aus? Was erhoffen wir? Es ist offensichtlich immer weniger der Gott, an den Jüdinnen und Juden, Christinnen und Christen glauben. Wenn man die Ergebnisse der letzten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung (KMU) zugrunde legt, sind es auch nicht unbedingt andere Götter. Die KMU sagt, dass der Anteil sogenannter geschlossen säkularer Menschen deutlich zugenommen hat. Damit werden Menschen beschrieben, die religiös überhaupt nicht mehr ansprechbar sein sollen. Für sie gibt es keinen Gott, aber auch keine übernatürliche Kraft oder irgendetwas anderes Spirituelles. Aber hängen nicht auch sie ihr Herz an etwas? Oder an Vieles? Was ist es bei Ihnen?

Die Antworten auf diese Frage sind sicher so vielfältig, wie die Lebenskonzepte der Menschen in einer sich pluralisierenden Gesellschaft. Vielleicht ist das auch die eigentliche Herausforderung unserer Zeit. Die Optionen sind zahllos. Und die damit verbundenen Verlockungen und Versprechen ebenso. Sie bewegen sich auf allen persönlichen und politischen Ebenen: Von der Selbstoptimierung von Körper und Geist, über alle unterschiedlichen Weltrettungsaktionen bis zu den „make great again“-Fantasien der Nationalisten, die nicht selten mit gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit eine unheilige Allianz eingehen. Hier ist für alle etwas dabei. Immer aber – und das verbindet sie alle – sind es wir Menschen, die sich selbst den

Weg in die erlösende Zukunft ebnen wollen. Oder es sind einige selbsternannte Führer, die behaupten, sie könnten das ganz allein erreichen.

Das *Schma Jisrael* fordert etwas grundlegend anderes von uns. Die Anerkennung unserer Entmachtung. Man könnte auch sagen: Die Anerkennung unseres Menschseins. In der wir erst wieder bemächtigt werden, wenn wir unsere fundamentale Abhängigkeit im Leben wie im Sterben anerkennen. Das ist unbequem, aber auch entlastend. Auf jeden Fall ist es reformatorisch.

Michael Thurn:

Ich stimme Dir zu. Das ist reformatorisch, aber es ist auch ökumenischer Konsens. Wir können uns nicht selbst erlösen.

Lass uns noch einmal einen Blick auf den nächsten Satz des heutigen Schriftwortes werfen, dort heißt es: „Du sollst den HERRN, deinen Gott, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all deiner Kraft.“

Liebe wird hier *geboden*. Das klingt paradox. Kann man Liebe befehlen? Ist Liebe nicht ein Gefühl, das sich einstellt oder eben nicht? Hier lohnt es sich, genauer hinzuschauen. In der griechischen Übersetzung des „Höre Israel“ im Neuen Testament, beim Doppelgebot der Liebe und an vielen anderen Stellen, wird für die Liebe das Wort Agape verwendet. Agape meint etwas anderes als eine Emotion. Sie beschreibt eine Grundhaltung, die den anderen, also hier Gott, ganz bejaht und die dazu führt, dass man sich nach Kräften für ihn einsetzt. Um so lieben zu können, ist eine Entscheidung notwendig. Agape stellt sich nicht einfach so ein wie ein warmes oder angenehmes Gefühl. Und du sollst Gott lieben mit von ganzem Herzen und von ganzer Seele – es ist der ganze Mensch, der bei der Gottesliebe in Anspruch genommen wird. So verstanden ist Liebe eine „Signatur christlicher Existenz“ (T. Söding). Diese Gottesliebe bleibt nicht abstrakt. Sie kann es gar nicht, weil es eben Liebe, Agape, ist. Sie hat eine vertikale, aber eben auch eine horizontale Dimension. Sie zeigt sich in der Art und Weise, wie wir leben. Nicht um Gott zu beeindrucken. Nicht um den Himmel zu verdienen. Sondern weil Liebe sich zeigen muss, sichtbar werden muss, weil sie konkret werden muss. Und schon sind wir mittendrin im Rechtfertigungsgeschehen und am heutigen Gedenktag. Glaube als Lebenshaltung und Liebe als Signatur christlicher Existenz – *sola fide* und das Gebot Gott (und damit auch den Nächsten) zu lieben: Wie passt das für Dich zusammen?

Holger Kamlah:

Hier zeigt sich, dass „Glaube und Werke“ kein Gegensatz sind, sondern zwei Seiten derselben Medaille. Dietrich Bonhoeffer hat es in seiner „Nachfolge“ zugespitzt so formuliert: „Nur der Glaubende ist gehorsam, und nur der Gehorsame glaubt.“ Das klingt mit heutigen Ohren etwas befremdlich, wird aber verständlicher, wenn man sich die Lebensbiografie Bonhoeffers vor Augen führt. Aus dem sicheren Leben in den USA zurückgekehrt nach Deutschland, schließt er sich dem Widerstand gegen Hitler an, was er am Ende mit seinem Leben bezahlt hat. Gehorsamkeit im Glauben an den jüdisch-christlichen Gott bedeutete für ihn, dass er nicht aus der Distanz zuschauen kann, wenn in seinem Heimatland Menschen im Namen des Nationalsozialismus verfolgt und getötet werden. Sein Glaube hat ihn zum Handeln genötigt, dem Gebot der Liebe ist er gefolgt. Er war bereit, die Konsequenzen zu akzeptieren. Auch wenn wir – Gott sei Dank – nicht vor einer vergleichbaren Entscheidung stehen,

frage ich mich doch, was das, was Du beschrieben hast, Michael, für uns konkret bedeutet? Jüdinnen und Juden trauen sich in Frankfurt nicht mehr zu zeigen, dass sie Jüdinnen und Juden sind. Und noch schlimmer: Sie erleben, dass die Mehrheitsgesellschaft dem zunehmenden Antisemitismus an vielen Stellen gleichgültig und schweigend gegenübersteht. Wenn unser Glaube eine sicht- und erfahrbare Signatur unseres Lebens sein soll, dann braucht es an dieser sensiblen Stelle Zeichen der Solidarität auf der einen und der unzweideutigen Zurückweisung auf der anderen Seite. Fallen Ihnen Momente in Ihrem Alltag ein, wo sie diese Zeichen setzen können? Gespräche unter Kolleginnen und Kollegen, in der Familie? Oder vielleicht sogar eine Begebenheit im öffentlichen Raum? Es erfordert Mut, sich jemandem zur Seite zu stellen, der oder die angefeindet wird. Und es erfordert Mut, sich gegen jemanden zu stellen, der menschenfeindlich in Erscheinung tritt. Am 18. und 19. Oktober 1945 hat der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland die sogenannte „Stuttgarter Schulderklärung“ veröffentlicht. Dieses Datum hat sich gerade zum 80. Mal gejährt. Darin heißt es: „Wir klagen uns an, dass wir nicht mutiger bekannt, nicht treuer gebetet, nicht fröhlicher geglaubt und nicht brennender geliebt haben.“ Ich hoffe sehr, es wird keine Situation mehr geben, in der wir Vergleichbares rückblickend sagen müssen.

Michael Thurn:

Das ist unsere gemeinsame Hoffnung. Und Liebe als Signatur christlicher Existenz zu leben, das ist eine Herausforderung. Lange genug hat man das auch katholischerseits nicht oder nur bedingt auch auf Nichtchristen bezogen. Es ist eine Schande, dass es der Erfahrung des Massenmordes und der Vernichtung jüdischen Lebens im Holocaust bedurfte, um umzudenken. Unter dem Eindruck der Shoa und der damit verbundenen schlimmen Schuldgeschichte auf allen Ebenen hat die katholische Kirche schließlich ihr Verhältnis zum Judentum intensiv neu bedacht und korrigiert. Vor 60 Jahren (1965) hat sich die katholische Kirche beim Zweiten Vatikanischen Konzil mit höchster lehramtlicher Autorität in der Erklärung „Nostra Aetate“ zu den jüdischen Wurzeln der Kirche bekannt und einen Wendepunkt – besser: einen echten Paradigmenwechsel – in der Haltung zum Judentum vollzogen (Vgl. NA 4). Hass, Verfolgung, Antisemitismus verbieten sich. Andernfalls ist man nicht mehr katholisch – und sicher darf ich heute sagen: Ist man nicht mehr christlich. Der Bund Gottes mit den Jüdinnen und Juden, wird in Nostra Aetate festgehalten, ist nie aufgehoben worden. Zwischen Judentum und Christentum besteht eine tiefe geistliche Verbundenheit. Wir sind uns eng verbunden im Glauben – Glaubensverwandte gewissermaßen. Und unter Verwandten steht man zueinander und hält zusammen, besonders wenn es eng wird.

Das heißt: Weder dürfen wir uns, noch können wir uns entziehen, wenn in Frankfurt das Jüdische Museum mit Hakenkreuzen beschmiert wird. Denn das betrifft auch unsere eigene, christliche Identität, die sich im Alltag, auf der Straße, bei Gesprächen am Arbeitsplatz oder im Bekanntenkreis bewähren muss – und ja, auch in unseren Kirchen selbst. Heute können wir damit anfangen, wenn in Verbundenheit mit den Jüdinnen und Juden in Frankfurt und überall das *Schma Jisrael* im Mittelpunkt dieses Gottesdienstes steht.